

(Nachdruck verboten).

## 3) Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

Bei diesem Kränzchen hatte Frau Mascha mit allen preisgekrönten Lehren getanzt, also auch mit Bohrmann. Er tanzte gut, das mußte ihm selbst Hilde lassen. Dann hatte ihn Frau Mascha in einem parfümierten Briefchen auf merkwürdigem Papier gebeten, ihr doch seinen talentvollen Festbericht persönlich zu überbringen. Erst nach dem Weihnachtsabend besaß Bohrmann Hut, Handschuhe und Stiefel von solcher Beschaffenheit, daß er der Einladung zu folgen wagte. Auf einem fürchtbar niedrigen Polsterstuhl hatte er Platz nehmen müssen und nur darum war er — wie er seiner Frau einreden wollte — gleich das erste Mal so lange geblieben, weil es selbst für einen Turner nicht leicht war, sich aus diesem Stuhle wieder zu erheben. Und sie habe ihn unaufhörlich erzählen lassen bei einem Glase Feuerwein. So habe damals Frau Mascha erfahren, in seinem Tische liege seit Jahren ein unvollendetes Drama, in Versen.

Wegen dieses Dramas hätte Frau Mascha ihn unter ihren Schutz genommen. Darum hätte sie ihn alle vierzehn Tage zu Tisch geladen und darum käme sie von Zeit zu Zeit hier herauf, die hohen vier Treppen.

Hilde kannte die Welt. Nicht ein Wort glaubte sie von Bohrmanns Erzählungen. Das Leben war voll von Durchstecherei. Und daß Frau Mascha Dose eine Heuchlerin war, das konnte man schon daraus sehen, daß sie jedesmal zuerst nach den lieben Kindern fragte. Die nach Kindern! Das hat keine und will keine.

### III.

„Ach, wie entzückend, gnädige Frau, daß Sie sich wieder zu uns heraufbemühen!“ hatte Frau Hilde beim Oeffnen der Thür ausgerufen.

„Ich muß ja wohl, da Sie nicht zu haben sind,“ antwortete Frau Mascha im Eintreten.

Die Komödiantin! Als ob Hilde jemals eingeladen worden wäre! Und auch jetzt sagte Frau Mascha diese freundlichen Worte so obenhin und mit einem so deutlichen Schlupfunkt dahinter, daß sie wieder nicht wie eine Einladung herauskamen. Na warte! Wenn auch Frau Hilde nicht in einer Schweizer Pension erzogen worden war und keinen solchen Pli hatte, sticheln konnte sie auch. Und mußte Hilde sich von der reichen Frau viel gefallen lassen, so mußte Frau Mascha wiederum wegen Bohrmann viel einstecken. Auch das machte diese Besuche so vergnüglich.

„Was machen die Kinder?“ fügte Frau Mascha hinzu.

Nichtig, wieder die Kinder, und das so schnell, daß Hilde über das Nicht-zu-haben-sein und Nicht-eingeladen-werden unmöglich etwas dazwischen werfen konnte.

Auch eine Auskunft über die Kinder wartete Frau Mascha kaum ab. Nicht viel herzlicher fragte sie nach Bohrmann selbst. Aber jetzt hörte sie es doch aufmerksam an, daß er zu Hause sei, an seinem Tische sitze und eben die letzten Worte an seinem Theaterstück dichte. Da wollte Frau Mascha wieder gehen. Das ließ Hilde nicht zu. Bohrmann werde sich kindisch freuen, nachher die Freundin gleich vorzufinden. Und flüsternd, um die Gegenwart des Besuchs nicht zu verraten, betraten die beiden Frauen die unwohlliche gute Stube und setzten sich da ans offene Fenster.

„Sie müssen nicht glauben, daß ich es meinem Manne übelnehme, gnädige Frau. Allein schon mit Ihren Kleidern hätten Sie es ihm anthon müssen. Sie wissen, ich bin nicht neidisch. Aber mit solchem. . . Nicht wahr, gnädige Frau, Fonlard? . . . Da müssen sich alle Männer in einen verlieben.“

Frau Mascha lächelte. Ihr mißfielen die Umgangsformen Hildes ganz und gar nicht. Die Frau selbst gefiel ihr eigentlich. Schade, daß Hilde nicht mehr Geld hatte. Man hätte ordentlich Freundschaft mit ihr schließen können.

„Lassen Sie doch diese Redereien, liebste Frau Bohrmann. Sie wissen ja doch, daß mich nur sein Drama interessiert. Und die Männer überhaupt. . . Unser Verkehr ist aus-

gedehnt, wirklich, es wird mir oft zu viel. Und wenn Sie mir mit Ihrem Rat beistehen wollen, so will ich mich von jetzt an anders kleiden. Vorausgesetzt nämlich, daß es wirklich nur die Kleider thun. Aber Sie haben wohl recht, sie machen mir alle fürchtbar den Hof, und ich bin doch weder jung noch hübsch.“

„Das meinen Sie ja selbst nicht, gnädige Frau. Wunderhübsch sind Sie, besonders in diesem Kleide. Es ist schöner als Ihr Changeant. Das tragen Sie wohl nicht mehr?“

„Die Mode ist vorüber. Schade, daß Sie nicht meinen Wuchs haben.“

Es war unerträglich, dieses ewige Betteln der Lehrersfrau. Prozig war Mascha nicht, das durfte sie von sich sagen. Er war eines der Laster, die sie nicht besaß. Nur dieser Person gegenüber wurde sie immer prozig.

„Schade,“ antwortete Hilde mit ihrem träumerischen Blick. „Aber eine Bluse wenigstens hätte es doch gegeben.“

„Auch zwei,“ antwortete Frau Mascha kurz. „Ich habe noch etwas von dem Stoff. Wollen Sie ihn haben? Es ist ganz billiger Lappen.“

„Wirklich, gnädige Frau, darum habe ich es nicht gesagt. Aber Ihnen kann man nichts abschlagen! Wir schwärmen auch für Sie, mein Mann und ich.“

Hilde streichelte Frau Mascha die Hände, fragte nach dem Preise ihrer Handschuhe, nach dem Namen ihrer Seife und womit sie sich pudere.

„Ich weiß ja gar nicht mehr, daß es Puder giebt. Und wenn ich auch welchen hätte. Für wen? Eine arme Lehrersfrau ohne Dienstmädchen hat keine Zeit, Eroberungen zu machen. Arme Frauen können sich auch nicht künstlich jung erhalten.“

Es gelang ihr. Frau Mascha ließ sich verführen, von ihren Eroberungen zu erzählen. Auch das that sie sonst selten genug, niemals im Gespräch mit Männern und niemals so lügenhaft wie bei dieser Frau Bohrmann. Hilde hörte zu, wie sie etwa einen Roman gelesen hätte, einen nach ihrem Geschmack. Und so geläufig Frau Mascha auch lag, sie glaubte genau herauszuhören, wann diese Eroberungen, immer nur harmlose, platonische Eroberungen, einfach Flunkerei waren, und wann ihnen irgend ein Abenteuer zu Grunde lag. Heute brachte der Bericht über die letzten vierzehn Tage eine gemischte Gesellschaft zusammen: drei Lieutenants, darunter ein Graf, einen Arzt, einen Bankdirektor und den ersten Buchhalter der Brauerei. Der Buchhalter, ein verheirateter Mann und nicht mehr jung, sei ernsthaft verrückt geworden und werde wohl in eine Anstalt gebracht werden müssen. Man sei eben tugendhaft, leider, die Folge der guten Erziehung, man erhöhe keinen einzigen.

„Wenn man einen so guten Mann hat, wie ich habe,“ und dabei blickte es in den hübschen grauen Augen der Frau Mascha lustig und frech auf; dann nekte sie die feinen, glänzend roten Lippen mit dem stinken Zünglein, und Hilde dachte sich ihr Teil. Gerade als Frau Mascha ausführlich und mit gesteigerter Lebhaftigkeit erzählte, wie der Buchhalter aus Liebe zu ihr in seinem eignen Hause, im Zusammenleben mit seiner Frau sich verändert habe, kamen die Kinder zurück. Sie mußten die gute Tante artig begrüßen und den mitgebrachten Kirschkuchen anbieten. Frau Mascha liebte gerade solches Gebäck, das nach schlechtem Fette roch, leidenschaftlich.

„Ich habe oft einen merkwürdigen Geschmack.“

Sie aß die beiden Kuchen langsam allein auf, während die Kinder beinahe entsetzt zusahen. Denen aber hatte sie Schokolade mitgebracht. Trotzdem fing Siegfried ohne Angabe eines Grundes zu heulen an.

Hilde wurde heftig und schickte ihn endlich zu Fräulein Raymond hinüber, da sollte er bleiben, bis er sich ausgegaut hätte.

„Sie glauben gar nicht, wie kinderlieb die dumme Gans ist. Sie wissen doch? Die Raymond von nebenan. Das nennt sich dramatische Künstlerin und hat kein Kleid anzuziehen. Sie ist auch verliebt in ihn. Darum auch nur ist sie so zu den Kindern.“

„Kinderlieb? Komisch! Wer weiß, was dahinter steckt.“ Siegfried war sofort still und wie feierlich geworden, als

er die Erlaubnis erhielt, zu Fräulein Raymond zu gehen. Wenn die Frauen auf ihn geachtet hätten, so hätten sie zu ihrem Erstaunen gesehen, wie er sich sogar mit Lenchens Hilfe etwas säuberte, die Haare ordnete und die Nase putzte, bevor er hinausging. Lenchen selbst kauerte sich dann mit ihrer Schokolade neben den Ofen, dorthin, wo das Pflüschjosa einmal hinkommen sollte, nahm ein Buch vor und schien aufmerksam, von Zeit zu Zeit nuschelnd, zu lesen; ab und zu schielte sie nach den Frauen hinüber.

Frau Bohrmann wollte noch mehr von dem Buchhalter wissen. Jede Einzelheit. Leise gab Frau Mascha noch etwas zum besten. Die Buchhalter'sfrau habe sich für die Vernachlässigung zu rächen gedroht und da habe der Buchhalter einen Selbstmordversuch gemacht.

„Ach,“ machte Hilde, als sei sie in ihrem schlechten Nonan auf ein spannendes Kapitel gestoßen. „Ja, ja, das hört man immer von Buchhaltern. Die begehen gern Selbstmorde. Man hört das so. Erleben thut ja unsereins nichts.“

(Fortsetzung folgt.)

### Die rote Robe.

(Freie Volksbühne.)

Ein Mord ist geschehen. Die Gerichtswelt der französischen Stadt, in der die Geschichte spielt, ist in fieberhafter Aufregung. Man fürchtet, daß der Mörder entwischen könnte, nur fürchtet man nicht um der allgemeinen Sicherheit willen, sondern weil man sich in der Karriere bedroht fühlt. Es sind so wie so in der letzten Zeit mehrere Freisprechungen vorgekommen, was immer ein schlechtes Licht auf die „Schneidigkeit“ der Justiz wirft. Entwischte der Mörder, ist es mit den verschiedenen Beförderungen Essig und man kann wieder ein Jahr oder Jahre in dem langweiligen Rest vertrauern, in dem man nun einmal sitzt. Auch die beteiligte Damenwelt ist erregt — im Salon plappern die Mäuler recht nach der Kunst, und giftige Rivalität verbirgt sich hinter lebenswürdigem Lächeln. Der Untersuchungsrichter jagte auf der Fährte eines Landstreichers, da die Fußspuren am Thotort auf defektes Schuhzeug deuteten — indes ohne Erfolg. Er legt schließlich unter irgend einem Vorwand die Untersuchung nieder, die nun einem jungen abgebrühten Streber übertragen wird. Natürlich muß dieser hoffnungsvolle Menschenfreund eine neue Fährte suchen, weil er sich sonst im Erfolg mit seinem Vorgänger teilen müßten, was aus Gründen der Karriere natürlich nicht geht. Es gelingt ihm auch ein Opfer zu finden, einen jungen Kleinbauern, der an dem Tod des Ermordeten ein Interesse hatte, weil er ihm eine Leibrente zahlen mußte. Es gelingt ihm sogar, noch eine Reihe von andern „Verdachtsmomenten“ aufzustöbern. Der verhaftete Bauer ist mehreremal wegen Gewaltthätigkeit vorbestraft und auch seine Frau hat in ihrer Vergangenheit einen dunklen Punkt — wenigstens im Sinn des Gesetzes und der Philister. Nun beginnt die Untersuchung. Der einzige Entlastungszeuge, der sich gemeldet hat, wird durch barsches Wesen eingeschüchtert und dann künstgerecht in seinen Aussagen unsicher gemacht. Der mutmaßliche Mörder wird einem Verhör unterworfen, das man wohl am besten als eine Folter bezeichnet, wenn man den Untersuchungsrichter auch dann einen Folterknecht nennen kann — selbst ein Folterknecht braucht nicht die abgrundtiefe Gemeinheit der Gesinnung zu besitzen, die er besitzt. Das Verhör (sonst die beste Scene des Stücks) verliert leider sehr durch den Umstand, daß der Angeklagte sich wirklich wie ein Esel benimmt und seinem Feiniger allzu leichtes Spiel beschafft. Der Verfasser ist eben vollkommen unfähig, sich von Uebertreibungen fernzuhalten und macht so eine relativ gelungene Scene zur Farce. Die Frau des Angeklagten wird ebenfalls „verhört“. Anfangs tritt sie sehr sicher auf; ihr Widerstand wird aber gebrochen, als sie an jenen „dunklen Punkt“ erinnert wird, von dem ihr Mann nichts weiß. Auch sie wird nun durch Vorpiegelung falscher Thatfachen künstgerecht so weit gebracht, daß sie in ihrer Angst unwahre Angaben macht und ihren Mann belastet. Dann kommt der Tag der entscheidenden Verhandlung. Der unschuldig Angeklagte gilt allgemein als verloren; kein Mensch giebt für seinen Kopf auch nur einen Dreier. Er würde dem Hentler verfallen sein, wenn nicht in letzter Minute der Staatsanwalt von einer Gewissensregung heimgesucht worden wäre. Er ist von der Unschuld des Angeklagten überzeugt und betont nun selbst die entlastenden Momente, die der Pariser Verteidiger — wunderbarlich genug — hat fallen lassen. Darauf hin erfolgt Freisprechung, und es folgt dann noch etwas, das selbst in diesem schlechten Stück durch seine Schlechtigkeit auffällt. Durch die Verhandlung hat nämlich der Mann von dem „dunklen Punkt“ im Leben seiner Frau erfahren und wird nun — unmittelbar nach einer erschütternden Verhandlung — zum selbstgerechten Parisiäer. Er verliert sein tapferes und treues Weib, nennt sie „Düne“, entzieht ihr die Kinder, kurz handelt wie ein gefühlloser Bandit, und verdient so den moralischen Tod, nachdem er eben dem körperlichen glückselig entronnen ist. Damit der ganze Kolportageroman nun auch wie eine Schauergeschichte ende, ersieht die ver-

lassene Frau den Untersuchungsrichter und so haben wir ein Schlußbild, das eine Illustration aus einem Sensationsblatt (etwa aus dem „Reporter“) zum Verwechseln ähnlich sieht.

Die mitgeteilte Handlung wird von Herrn Eugen Brienz benutzt, um den französischen Richterstand in wilder und ungezügelter Weise zu beschimpfen. Ich kenne die französischen Verhältnisse nicht genug, um seine maßlosen Beschuldigungen prüfen zu können, und ich bin wiederum nicht Patriot genug, um sie unbesehen hinzunehmen. Ich überlasse mißhin Herrn Brienz seinem Gewissen und seiner Nation. Keistheisch freilich kann ich ihn nicht so glimpflich fahren lassen. Der Himmel weiß, daß es besangene Richter giebt und die französischen werden davon keine Ausnahme machen, wenn ich auch den Arbeitern in ihren Klassentämpfen lieber französische als etwa sächsische Richter wünschen möchte. Die Art der Besangeneheit aber, die Herr Brienz uns nach der Art blutrünstiger Leierläutenbilder vorpinselt, giebt es allerdings nicht. Der Vorgang, in dem Karriere, Klassenlage, nationaler Ueberchwang usw. einen Richter beeinflussen, ist sehr viel feiner und komplizierter, als er anzunehmen scheint. Die genannten Motive wirken im allgemeinen unbewußt, das Interesse beeinflusst die Intelligenz, die Absicht die Einsicht, und so kann sich der Richter sehr wohl für einen rechtlichen Mann halten und doch einen schauerhaften Justizmord begehen. Selbst aber wenn er ein schlechter Mensch ist, nicht nur ein abhängiger (das sind wir alle!), wird er wenigstens Rechtllichkeit heucheln und seine Faszanie unter einer prunkenden Toga verbergen. Bei Herrn Brienz führen die französischen Richter ihre Korruption so offen spazieren, daß man sie nicht nur für Schurken, sondern nebenher auch für komplette Narren halten muß. Grade Schurken aber pflegen wenigstens über eine gewisse Verbrecherintelligenz zu verfügen und somit können wir die tatsächlichen Behauptungen des Herrn Brienz allerdings seinem Gewissen und seiner Nation überlassen — die ästhetische Entleerung müssen wir in möglichst fremdlicher Weise als eine Fälschung der Kunst und des Lebens bezeichnen. Wir haben gar nichts gegen Tendenz in der Poesie. Jeder Dichter sieht die Welt mit seinen Augen und die besondere Farbe seiner Dichtungen ist zugleich ihre Tendenz. Etwas ganz andres als Tendenz in der Poesie ist — Tendenzpoesie. Hier ist nicht mehr die Poesie, sondern die Tendenz die Hauptsache, das herrschende Prinzip, dem sich alles andre unterordnet. Auch solche Arbeiten können ihren Wert haben, wenn es auch nie ein Künstlerischer oder wenigstens kein rein Künstlerischer sein wird. Nur muß allerdings auch die Tendenzpoesie immer noch einige Rücksicht auf die Poesie nehmen, wenn wir uns nicht mit Schauern abwenden sollen. Bei Herrn Brienz aber tritt die Tendenz eine Schreckensherrschaft an, wird ein blutdürstiger Thron, der nur leben kann, wenn alles andre niedergetreten wird. Das ist nicht mehr Kunst, das sind ästhetische Humengrennel, mit denen wir auch nicht einen Gedanken gemeinam haben wollen. Ueberflüssig zu sagen, daß durch solche Ueberpannung auch das nicht erreicht wird, was Herr Brienz erreichen möchte. Das Stück fand — wie ich hier ausdrücklich feststelle — lebhaften Beifall — ein Beifall, in dem sich begreiflicher und gerechter Groll über unbegreifliche und ungerichte gerichtliche Erkenntnisse entlud. Gerade darum fällt unser Protest schärfer aus, als er sonst nach dem erfolgreichen letzten Winter der „Freien Volksbühne“ ausfallen würde. Wir protestieren dagegen, daß man eine wirkungsvolle Tendenz benutzt, um den Arbeitern ein unmögliches Theaterstück genießbar zu machen. Man handelt damit wie jene schlechte Frau in „Schneewittchen“, die einem Apfel rote Waden anschnitt, nur daß Leide die Farben giftig waren.

In der Darstellung traten Herr Neusch, Rosa Wertens und die Souffleuse hervor. Herr Neusch ist ein feiner, intimer, moderner Künstler, den wir gern öfter sähen, wenn nur die literarischen Premieren zuließen, daß wir auch Schauspielerpremiären besuchten. Und nun erst Rosa Wertens! Man sollte es nicht für möglich halten, daß diese Schauspielerin in Berlin kein Feld findet. Wenn Sommerstoffs und die Gekner geben — nun, der Himmel segne ihren Ausgang und ihren Einzug in Wien! Wenn Wissen geht — nun: er ist ein tüchtiger Schauspieler, aber es bleiben tüchtige Jurist. Wenn aber Rosa Wertens geht, verlieren wir eine heiße und starke Natur und das macht uns ärmer. Könnte nicht wenigstens Lindau ein Einsehen haben? Er braucht für seine aufstrebende Bühne doch wahrhaftig Kräfte. Erich Schaitjer.

### Kleines Heuileton.

— Ein gefährliches Gewerbe. Der „Köln. Volksztg.“ wird aus London geschrieben: Wildzerklüftete Felsen von schwindelnder Höhe bilden die Ostküste Englands in der Grafschaft York. Stolz ragt der steile Flamborough Head in die Lüfte; unter ihm wogt und braust die stürmische Nordsee. In den Nischen des Felsen, nur hin und wieder düstert mit Moos bewachsenen Felsgesteins, vor dem Auge des Menschen versteckt und dem Fuße des gewandtesten Bergsteigers unzugänglich, werden alljährlich ungezählte Mengen von delikaten und nahrhaften Vogeleiern angehäuft. Der Bewohner unternimmt nun mit einer Verwegenheit und Gewandtheit das Wagnis, diese Eier zu suchen und zu sammeln, das im höchsten Grade erstaunlich ist und nicht viel hinter dem des Erklimmens der gefährlichsten Alpenpfad zurücksteht. Die Leute, die den Seevögel und besonders deren Eiern nachstellen, betreiben ihr Handwerk nach alten überlieferten Methoden, und das Gewerbe selbst

pflanzt sich in den meisten Fällen von Vater auf Kind und Kindes-  
kinder fort. Die Eierfischer gehen zu Bieren ans Werk. Einer von  
ihnen ist der Kletterer, wogegen die andern drei die Aufgabe zu er-  
füllen haben, ihn hinunter zu lassen und wieder herauf zu ziehen.  
Ihre Arbeit ist nichtisdestoweniger gefährlich, und wahrlich, eiserne  
Nerven — oder besser gar keine Nerven — gehören dazu, um das  
Unternehmen glücklich zu Ende zu führen.

Der Kletterer ist mit einem starken Lederriemen umgürtet, der  
wieder Schnürlöcher besitzt und die dadurch eine erhöhte Sicherheit  
verleiht, daß sie mit kräftigen starken Ringen ausgelegt sind. Hier  
wird das Seil befestigt, an dem der Mann hinuntergelassen wird,  
der, um im Falle eines Absturzes in die See gerüstet zu sein, mit  
Schwimmborrichtungen um Rücken und Brust ausgestattet ist. Ehe  
der Kletterer jedoch, der außerdem mit Säden zur Aufnahme der  
Eier versehen ist, hinuntersteigt, wird eine starke Eisenstange in die  
Felsenklippe eingeteiben und ein zweites Seil, das sogenannte Füh-  
rungsseil, daran befestigt. Dieses wird lose in die Tiefe hinabgelassen  
und dient dazu, dem Kletterer gleichzeitig zur Ausführung einer Be-  
wegung behilflich zu sein, wie auch, die oben Befindlichen durch  
Signale zu verständigen. Das eigentliche Tau, an dem der Kletterer  
hinuntergelassen wird, läuft über die Rolle eines für diesen Zweck  
konstruierten Apparats, der an dem äußersten Felsvorsprunge in die  
Erde eingerammt ist. Der Kletterer passiert, wenn er sich an die Arbeit  
begiebt, den Klippenrand und geht dann rückwärts, soweit ihm dies  
die Verhältnisse gestatten, den jähen, meist senkrechten Abhang hin-  
unter, immer sein Körpergewicht mit der zur Abwidlung  
des Tauses aufgewandten Arbeitskraft proportionierend. Alsdann  
stemmt er die Füße fest gegen die hervorstechenden, schmaler  
und schmaler werdenden und schließlich sich ganz verlierenden  
Felsenlanten und Vorsprünge, bis er schließlich gezwungen  
ist, sich an dem Seile frei in der Luft schwingen zu  
lassen. Mittlerweile sind seine Kollegen oben beschäftigt, ihn weiter  
und weiter in die gähnende Tiefe hinunterzulassen, je nachdem sein  
geübtes Auge die Vorkede der brütenden Vögel erspäht und er jene  
des Inhalts beraubt hat. Zu diesem Zwecke schwingt er sich sanft  
rück- und vorwärts in pendelartiger Weise und sucht so die Beute zu  
erhaschen, und er geht so lange fort, bis die mitgenommenen  
Säde gefüllt sind. Ein Signal vermittelt des Führungsseils ver-  
anlaßt die oben Befindlichen alsdann, ihn wieder heraufzuziehen. Es  
gehört viel Geschicklichkeit dazu, und besonders wenn der Kletterer  
sich sehr tief unten befindet, um sich genau auf den richtigen Fleck  
zu schwingen; doch muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß die  
Beute nur sehr selten den gewünschten Platz verfehlt, bezw. daß  
ihnen auch nur ein Stück ihres Raubs zerbricht.

Eine der hauptsächlichsten Gefahren besteht darin, daß die Oben-  
stehenden, während der Kletterer auf einem Felsvorsprunge seiner  
Arbeit nachgeht, zu viel von dem Seile abwickeln und der Mann in  
der Absicht, sich weiter hinunterzulassen, mit rasender Schnelligkeit  
niederfällt. So mancher ist hierbei an Felsvorsprüngen zerstückt,  
und wieder andre infolge des durch den jähen Ruck bedingten  
Reißens des Seils in die Tiefe gestürzt. Querschnungen und Haut-  
abschürfungen sind nicht ungewöhnlich.

So ganz ohne Widerstand zu finden, kommt der Kletterer nicht  
weg. Hunderte von Vögeln aller Arten, von der dreizehigen Möve  
und der Mauerfalken bis zur Stocktaube, von dem Seepapagei  
bis zur Dohle umschwärmen seinen Kopf, und ihr Geschrei, das  
in einem tausendfachen Echo seinen Wiederhall findet, würde allein  
schon manchen von seinem Vorhaben abbringen und verwirrt  
machen, nur den mit eisiger Ruhe gabenden und gestählten Krüften-  
bewohner nicht. Ueberdies rächen sich die Vögel an dem Räuber  
und haben während mit ihren Schnäbeln auf seine Arme und Hände.  
Um sich hiergegen zu schützen, zieht der Kletterer dicke Handschuhe  
an. Trotzdem die Felleisröße zwei-, ja dreimal in der Woche ab-  
geholt werden, nimmt die Vernehrung der Vögel stetig zu; giebt  
es doch viele Stellen, die aller Gewandtheit und Kühnheit ein un-  
überwindliches Hindernis entgegenstellen. —

### Theater.

Berliner Theater: „Die Lustigen Weiber von  
Windsor“ von Shakespeare. — Im allgemeinen verlangen  
die Berliner Bühnen mit hingrigem Schrei immer wieder nach  
etwas „Neuem“. Die schwächsten Stücke werden angenommen, wenn  
nur der Autor schon Erfolg hatte. Der „junge Goldner“ starb nach  
wenigen Tagen an seiner eignen Nichtigkeit — aber es war etwas  
„Neues“ von Hirschfeld! Der „Sieger“ von Dreher wird  
niemals siegen, aber es war etwas „Neues“ von Dreher.  
Was schert uns Anzengruber? Der Mann ist tot! Was  
Keschlos? Der Mann ist alt! Es leben die „Neuen“,  
sofern sie dem Premierenpublikum belamnt sind und im  
Blättchen über Notizenruhm verfügen. So konnte es kommen,  
daß Dramen von Björnson, die nun den Spielplan be-  
herrschen und die Kassen füllen, jahrelang moderten, ohne daß unsre  
Bühnen sich um sie kümmerten. So konnte es kommen, daß „Paul  
Lange und Tora Passberg“ bis vor kurzem noch keine Bühne ge-  
funden hatte. So läßt man Hebbels „Julia“ liegen, obwohl sie bei  
mäßiger Darstellung in der „Neuen Freien Volksbühne“ einen starken  
Erfolg davontrug. Es leben die Hausautoren! Die Leute sind ganz  
achtbar, aber nicht „neu“.

Welch ein Glück, daß man im „Berliner Theater“ mit diesem  
dürftigen Princip gebrochen hat. Nur frischen Zuwachs an schau-  
spielerischen Kräften möchte man der Bühne wünschen — dann kann

der Tanz lustig fortgehen, wie er lustig begonnen hat. In den  
„Lustigen Weibern von Windsor“ hatte man keinen Falstaff,  
was immerhin von einiger Bedeutung ist. Vielleicht  
haben wir in Berlin überhaupt keinen Falstaff, so daß  
hier Verlangen leichter als Erfüllen ist. Der Darsteller  
im „Berliner Theater“ bramarbasierte und bramarbastierte  
und war damit fertig. Damit ist aber die Arbeit  
nicht einmal angefangen, geschweige denn gethan. Es scheint wirklich,  
als ob die langen Parenthesen der Modernen unsren Schauspielern  
das selbständige Suchen verleidet hätten. Was könnte nicht alles im  
Falstaff gefunden werden? Wenn er auch ein dunkler Ehrenmann  
ist und von den biederern Bürgern gehänselt wird, hat er doch mehr  
Witz als die ganze übrige Stadt zusammen. Es steht Tragik in  
der Gestalt. Ein armes Luder tröstet sich durch Selt und Humor  
über die Misere seines Daseins hinweg. Wer sucht den  
Menschen im Poffenreißer und spielt uns ihn? Wer  
giebt uns den Ernst des Klowns? Wer zeigt uns den Komiker,  
wenn er geschminkt in der Garderobe sitzt und vielleicht eben darüber  
nachdenkt, daß er von Natur eigentlich nicht zur Belustigung des  
Vöbels bestimmt war? Der Darsteller im Berliner Theater that es  
nicht. Trotzdem war der Nachmittag lustig. Shakespeares Laune  
verfagte nicht und die sorgfältige Aufführung bot auch manche hübsche  
Einzelleistung, die für den Falstaff entschädigte, der uns vorenthalten  
wurde. —

### Musik.

Armes Deutschland! Deine Aufgaben daheim und auch Deine  
Mittel daheim sind verlegt. In fremdem Land mußt Du Er-  
oberungen machen, Chinesisch mußt Du Dir kommen; und da Du  
allein noch nicht den genügenden Welpolitik-Teig hast, so müssen Deine  
Lenker über den Kanal hinüberschiffen und bei den Engländern holen  
und lernen was noch fehlt. Das heißt, ich meine Herrn Ober-  
regisseur Sondernann vom Central-Theater, der  
neulich eigens nach London gereist ist, um sich den großen Hummel  
anzusehen — d. h. ich meine die dortige Aufführung der Operette  
„San Toy“. Sie ist so deutlich mit der Marke „Made in England“  
versehen, und sie ist im schönsten Sinne des Wortes so chinesisch,  
daß deutsche Operettenbretter, so da die Welt und die Welpolitik  
bedeuten, sie sich unmöglich können entgehen lassen.

Doch China-Feldzüge sind leider etwas gar zu Trauriges, und  
gar zu traurig ist es, mit anzusehen und mit anzuhören, wie ein  
der besten Aufgaben würdiger Komponist, der Schöpfer der „Geisha“  
und des „Griechischen Sklaven“, Sidney Jones, seine prächtigen  
musikalischen Schätze in solchem Dienst verbrauchen muß, vielleicht  
ohne daß er diese Entwürdigung fühlt. Seine „San Toy“-Musik  
ist in der That eine Meisterkunst. Ihre Melodiosität, ihre Ammut,  
ihre fortwährend reiche und sinnige Instrumentierung sind wahrlich  
einer besseren Sache würdig. Statt das viele, was im einzelnen  
besonders gelungen ist, namentlich hervorzuhoben, genüge die ehrende  
Bemerkung, daß die Musik sich im Verlauf des Ganzen fast immer  
an Tüchtigkeit steigert.

Die verschiedenen Personen aufzuzählen, die an der Her-  
stellung des Textes und an der Inszenierung gearbeitet haben,  
und gar den „Zusatz“ des Stückes wiederzugeben, wird man uns  
füglich erlassen. Herr v. Wolzogen bietet seine Ueberbrettel-Nummern  
als das dar, was sie sind: als Nummern, die nichts Näheres mit  
einander zu thun haben. Die moderne Welteroprette ist nicht so auf-  
richtig: sie giebt ihre Nummern, die kaum etwas mit einander ge-  
mein haben, als eine angebliche dramatische Einheit. Doch besitzen  
wenigstens die verschiedenen Hauptfiguren des Stückes je etwas wie  
eine specielle Einheit und geben denn auch den Darstellern Gelegen-  
heit, sich schauspielerisch gut zu bethätigen. Den schwierigen Gesangs-  
aufgaben, die der Komponist im allgemeinen stellt, wurden wohl die  
Trägerin der Titrolle und die beiden Tenore am besten gerecht.  
Jene war Miß Mary Walton a. G., die wir bereits im vorigen  
Juni als „Rhodope“ unjeltigen Audenlens kennen gelernt hatten. Ihre  
Stimme, seither anscheinend weiterentwickelt, besitzt fast den näselnd so-  
noren Klang einer Marinette, soweit sie nicht aus der eignen Klangfarbe  
herausfällt. Von der auch mehr sonoren Tenorstimme Siegm.  
Kunstadt's, die ebenfalls Fortschritte gemacht zu haben scheint,  
hob sich der weich Ibrische Tenor Karl Schulz, um so inter-  
essanter ab, als dessen Rolle — der kirdische Kaiser von China —  
gerade eine solche Stimmensaltung verlangte. Das beste an schau-  
spielerischer Kunst bieten wohl der bereits genannte Emil  
Sondernann und unsre immer neu zu preisende Mia  
Berber.

Herr Direktor Ferenczy hat sich und den Seinen alle Mühe  
gegeben, um der Eigenart des Stückes gerecht zu werden. Offenlich  
wird er nicht wieder wie beim „Griechischen Sklaven“ verkrüden  
lassen, es seien nur gewichtigere musikalische Partien gestrichen, um  
die Zwischenzeiten zwischen den Wigen der Herren so und so zu  
fürgen. —

### Psychologisches.

— Handschrift und Charakter. In der Münchener  
Psychologischen Gesellschaft hielt kürzlich Dr. Klages einen Vortrag,  
der interessante Einblicke in die Beziehungen zwischen Handschrift  
und Charakter gewährte. Die „Allg. Zeitg.“ berichtet darüber:  
Der Redner sagte dasjenige an der Handschrift, was einer psychischen  
Interpretation unterliegt, als ein besonderes Gebiet der all-  
gemeinen Psychognomie der Funktionen auf. Diese kennt zwei  
Principien: Das eine betrifft die unmittelbare Verwirklichung

gewisser psychischer Zustände. So lassen z. B. die vertikalen Fältchen auf der Stirne auf die Geneigtheit des betreffenden Menschen zur psychischer Anstrengung, der leise Gang, das Darreichen der Fingerspitzen statt der Hand und dergleichen auf ein feines Wesen schließen. Das zweite Princip besagt, daß die in jedem Menschen zum Ausdruck drängende seelische Tendenz eine Art Buntbild oder Leitbild entstehen läßt, das, ohne als solches im Bewußtsein vorhanden sein zu müssen, gleichwohl auf die Bewegungsgewohnheiten Einfluß übt, so z. B. die Gewohnheit, salbungsvoll zu sprechen, die dem Bedürfnis entspringt, aus der Art des Sprechens eine bestimmte Einwirkung auf die Mitmenschen auszuüben. Bei der Schrift nun erzeugen unsre Bewegungen in jedem Augenblick ein optisches Bild und auf dieses wirkt modifizierend das Leitbild, d. h. eine Geneigtheit, gewisse Schriftzüge vor sich zu haben, ein. So giebt es Menschen, die absolut dünn, d. h. mit Haarfäden schreiben, ohne sich dessen bewußt zu sein. Giebt man einem solchen eine dicke Feder in die Hand, so erschrickt er förmlich vor den dicken Schriftzügen und nun wird es ihm vielleicht erst klar, daß es ihm peinlich ist, dick zu schreiben. Da die Schrift uns in erster Linie Formen vor Augen stellt, so muß das allgemein menschliche Raumgefühl deren Gestaltung beeinflussen. Der Eindruck der Schrift wird für unser Gefühl durch die Grundstriche der Buchstaben, die Schriftlage bestimmt; darum sucht fast jeder, der seine Schrift verbessern will, die Lage der Grundstriche zu verändern, darum wird beispielsweise auch die Durchstreichung, also Ungültigmachung eines Buchstabens, durch Ziehung eines Striches quer zur Grundrichtung des Buchstabens vorgenommen. Weitere Beispiele für die Rolle, die das Raumgefühl bei der Gestaltung der Schrift spielt, sind die Klammern, das Lückenzeichen, das die Funktion eines Reifs hat und oben die Aufnahmefähigkeit andeutet und das Fragezeichen, dessen gewundene Linie die Unbestimmtheit symbolisiert. Unter Vorlage verschiedener Schriftproben erläuterte der Redner dann die hauptsächlichsten Abweichungen von der normalen Bindungsweise, den sogenannten Arkadenduktus (Vogel nach oben), den Güzelandenduktus (Vogel nach unten). Bezüglich der Arkadenform vertritt der Redner die Auffassung, daß das unbewußt wirkende Bedürfnis nach überwölbenden und damit zugleich verdeckenden Raumformen als Ursache zu betrachten sei. Damit steht im Einklang der erfahrungsmäßige Nachweis, daß verschlossene, zurückhaltende, diplomatisch angelegte Menschen unwillkürlich die Arkadenform bevorzugen und zugleich danach streben, in der Schrift Kurven, die oben offen sind, zu vermeiden, was auf die mannigfaltigste Weise geschieht.

**Hygienisches.**

— Im „Deutschen Verein für Volkshygiene“ sprach unlängst Dr. Waldeyer „über einige Schutzvorrichtungen des menschlichen Körpers gegen äußere schädliche Einflüsse“. Er unterzog, berichtet die „Voss. Ztg.“, deren vornehmlich drei der Erörterung. Zunächst die Oberhaut, deren Bau er eingehend erläuterte, mit besonderem Hinweis darauf, wie schon die anatomische Anlage auf die Abwehr von Schädlichkeiten gerichtet ist. Als zweite Schutzvorrichtung besprach Dr. Waldeyer die Schleimabsonderung auf den Schleimhäuten des Körpers. Die unter normalen Verhältnissen dünne Schicht von Schleim, einer beim Gefunden klaren und durchsichtigen Flüssigkeit, die von den Schleimdrüsen abgefordert wird, bietet einen Schutz gegen schädliche Einwirkungen, die die Schleimhäute treffen. Es ist dafür zu sorgen, daß die absondernde Tätigkeit der Schleimdrüsen, z. B. des Magens, nicht durch den Genuß von scharfen Getränken geschädigt wird. Die umverehrte Schleimhaut hat eine Bedeutung auch für die Atmung. Das hygienische Atmen ist das Atmen durch die Nase. Es kommt darauf an, daß die Schleimhaut der Nase stets feucht erhalten bleibt. Darauf zielt eine natürliche Einrichtung ab, deren Kenntnis dem Vorne Anatomen Schieferdecker zu verdanken ist. Dieser wies eine Besonderheit in der Anordnung der Blutgefäßverteilung der Schleimhaut der Atmungswege nach. Sie besteht darin, daß Ausläufer der Blutgefäße, die sog. Vasallkapillaren unmittelbar an der an einzelnen Stellen verdünnten Vasallmembran verlaufen. Dadurch kommt ein dauernder Blutstrom im Bereiche dieser Schleimhaut zu stande, der die Schleimhaut feucht erhält. Den breitesten Raum unter den Schutzvorrichtungen des menschlichen Körpers kommt den farblosen Blutkörperchen, den Leukozyten zu. Die Leukozyten haben die ganz merkwürdige Befähigung, Körperchen, leblose und lebende, auf welche sie treffen, in sich aufzunehmen. Dazu kommt, daß die farblosen Blutkörperchen im Körper umherwandern. Man trifft sie nicht bloß in der Blutbahn, sondern außerhalb derselben in allen Organen. Es sind Wanderzellen. Vervollständigt sind Versuche mit gefärbten Massen. Bringt man chinesische Tuschelose in die Haut eines Frosches, so sieht man, wie die einzelnen Tuscheteilchen von farblosen Blutkörperchen aufgenommen werden und oft von ihnen verdaut werden. Danach hat man die weißen Blutkörperchen auch als Fresszellen bezeichnet. Ein andres Mal schleppen die farblosen Blutkörperchen die Farbstoffteilchen mit sich nach außen. Bei ihren Wanderungen gelangen nämlich die farblosen Blutkörperchen auf Schleimhäute, die mit der Außenwelt in Verbindung stehen, z. B. auf die Schleimhaut des Verdauungskanales. Von hier aus werden sie und mit ihnen die Stoffteilchen, die sie in sich bergen, nach außen gefördert. Wichtig ist, daß sich die farblosen Blutkörperchen gegen organische kleine Körper, gegen Bakterien, ganz ebenso verhalten wie gegen die leb-

losen Tuscheteilchen. Dabei ist die erstaunliche Tatsache festgestellt, daß die weißen Blutkörperchen sich gegen alle Bakterien gleichmäßig verhalten. Sie suchen die eine Art auf, während sie der anderen aus dem Wege gehen. Die Fähigkeit, Bakterien zu vernichten, macht die weißen Blutkörperchen zu einem kräftigen Kampfmittel gegen eine Reihe ansteckender Krankheiten. Sie wirken hierbei aber noch nach einer andren Richtung. Sie sind nämlich, wie H. Buchner gezeigt hat, an der Bildung der spezifischen Schutzstoffe (Antikörper), derjenigen Stoffe, welche die durch Bakterien im Körper gebildeten Gifte in ihrer Wirkung niederzuschlagen, beteiligt. Die Hauptbildungsstätten der weißen Blutkörperchen sind die Mandeln. Man weiß, daß es deren viel mehr giebt, als man früher annahm. Man hat die Rachenmandeln kennen gelernt und weiß, daß die sogenannten Solitärdrüsen, die Peyerischen Drüsen Mandeln sind und daß der Wurmfortsatz eine große Mandel darstellt.

**Notizen.**

- Das östreichische Kultusministerium will das Andenken Giovanni Sordani durch Herausgabe einer mit reichem Bildschmuck versehenen monumentalen Monographie ehren. Die Abfassung des biographisch künstlerischen Textes wurde Dr. Franz Servaes übertragen; farbige Nachbildungen von Schöpfungen des Meisters, die nach dem besten modernen Reproduktionsverfahren hergestellt werden sollen, werden dem Werke beigelegt werden.
- Ein Preisausschreiben für Einakter wird von Otto Eisners Verlag (Redaktion von „Bühne und Welt“) in Berlin erlassen. Die Preise betragen 500 M., 300 M. und 200 M. Der späteste Einlieferungstermin ist der 1. Juli 1901. Einige Theater, darunter die Stadttheater von Leipzig und Bremen, verpflichten sich, die preisgekrönten Stücke aufzuführen.
- c. Ein erfolgreicher Roman. Von Mrs. Henry Woods Roman „East Lynne“ kündigt jetzt der Verleger Macmillan das 500. Tausend an. Wenige Bücher sind so viel und so ständig verkauft worden, wie dieser überall gelesene Roman; überdies gehören auch die Dramatisierungen des Romans — es giebt deren wenigstens vier — zu den beliebtesten Stücken der Theater in den englischen Provinzen.
- Richard Wallentin verläßt mit dem Ablauf dieser Spielzeit das Deutsche Theater und siedelt ins Lessing-Theater über.
- Ernst Rosmers Schauspiel „Mutter Maria“ wird im April im Deutschen Theater die Erstaufführung erleben.
- Ferdinand Bonn ist vom Neuen Theater auf mehrere Jahre vom Beginn der nächsten Spielzeit an engagiert worden.
- Georg Reides Drama „Morgen“ ist vom Deutschen Theater zur Aufführung angenommen worden. Das Stück wird noch in diesem Monat in Szene gehen.
- Das elsässische Dialekt-Theater wird vom 1. bis 16. Mai im Berliner Theater eine Serie von Gastspielen veranstalten.
- Der „Kadettenvater“ ist der Titel, den die Neubearbeitung von Emil Pohls „Lucinde vom Theater“ im Thalia-Theater erhalten hat. Die Premiere ist auf den 9. März angelegt.
- Max Halbes Drama „Haus Rosenhagen“ erzielte bei der Erstaufführung im Münchner Residenz-Theater einen starken Erfolg.
- „Kleine Münze“, ein Schauspiel von Maria Werks, fand bei der Erstaufführung im deutschen Volkstheater in Wien eine günstige Aufnahme.
- „Aus'm Herzen heraus“, ein Volksstück von Schönhan und Chiavacci, fand bei der Erstaufführung im Wiener Raimund-Theater eine günstige Aufnahme.
- Die Erstaufführung der Oper „Samson und Dalila“, die dieser Tage im Opernhause stattfinden sollte, ist verschoben worden.
- Die Sängerin Eibil Sanderson ist zu einem Gastspiel im Wintergarten engagiert worden. Ihr Auftreten soll eine Reihe von Gastspielen berühmter Opernsängerinnen im Wintergarten eröffnen.
- Der polnische Jude“, eine zweiaktige Oper von Carl Weib, hatte bei der Premiere im Deutschen Theater zu Prag einen großen Erfolg.
- Vom 1. März an ist die National-Galerie für das Publikum an den Montagen geöffnet und an den Dienstagen geschlossen.
- Die Ausstellung „Die Kunst im Leben des Kindes“ wird am 9. März eröffnet werden.
- Angeregt durch die bevorstehende Herausgabe des westfälischen Volkstrachtenwerks, hat die Anthropologische Gesellschaft in Münster beschlossen, die westfälischen Nationaltrachten zu sammeln und im Provinzialmuseum für Naturkunde aufzustellen.
- Die IV. internationale Kunstausstellung der Stadt Venedig wird vom 22. April bis zum 31. Otober 1901 währen.